

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 22. November 1823.

140

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels. um 15 fl., halbi. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer viertels. um 7 fl., halbi. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bei N. Stranitz (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbi- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Kosmologische Betrachtungen über die Bahnen der Himmelskörper.

(Fortsetzung.)

Wir haben früher gesehen, daß die Kraft, welche einen Körper zwingen soll, eine solche Linie um einen Punct zu beschreiben, sich wie verkehrt das Quadrat der Entfernung verhalten müsse. Wenn daher der Mond aus derselben Ursache sich um die Erde bewegt, aus welcher der Stein gegen die Erde fällt, so müssen jene 15 Fuß, durch das Quadrat der Entfernung des Mondes, die 51,540 Meilen, oder die 60 Erdhalbmesser beträgt, d. h. so müssen 15 Fuß durch 3,600 dividirt, gleich dem früher gefundenen Falle des Mondes in einer Secunde, oder gleich 417 Hunderdtausendtheilen eines Fußes seyn, und da dieß, wie jeder durch eine einfache Division sich leicht überzeugen kann, in der That sich so verhält, so ist auch weiter kein Zweifel, daß dieselbe Kraft der Erde, die wir Schwere oder Anziehung nennen, es ist, welche den durch unsere Hand geworfenen Stein, und welche den durch die Hand des allmächtigen Urhebers der Natur geworfenen Mond bewegt. — Diese Analogie einmal gefunden, war es nun nicht mehr schwer, dieselben Betrachtungen auch auf die übrigen Körper des Himmels auszudehnen, da unsere Erde und die übrigen Planeten sich gegen die Sonne eben so verhalten, wie der Mond gegen unsere Erde.

Diese Schwere also, mit deren Außerungen wir alle von Kindheit an vertraut sind, ist jenes unsichtbare, aber darum nicht minder mächtige Band, welches zwischen dem Stein, der aus unserer Hand fällt, und der Erde, und welches zwischen allen Körpern des Himmels in gleichem Maße Statt hat. Man kann sich dieses Band, dieses Bestreben der Körper, sich einander zu begegnen, als einen denselben von der Natur eingepprägten Trieb, sich dem Mittelpuncte zu nähern, oder als eine wirkliche Kraft, die ihren Sitz in den Centrakörpern hat, oder wenn man will, als eine geistige Verwandtschaft der Körper vorstellen, die sich einander in Liebe nähern, oder in Abneigung ent-

fernen. Allein bey diesen Vorstellungen müssen unsere Untersuchungen auch stehen bleiben, da, wie gesagt, alle Versuche, das Innere dieser wunderbaren Kraft zu erforschen, fruchtlos gewesen sind, und wahrscheinlich, unserer eigenen, inneren Einrichtung gemäß, immer fruchtlos bleiben werden. Daß die Erde alle Körper an sich zieht, ist uns von der frühesten Jugend an bekannt, aber wir sehen das Band nicht, welches uns alle an diese Erde bindet, von der wir selbst genommen wurden, und zu der wir wieder zurück kehren werden, so wenig als jenes, welches die fernsten Gestirne des Himmels an einander knüpft, oder welches die nächsten Elemente der Körper, deren Entfernungen auch unseren bewaffneten Augen noch nicht sichtbar sind, nicht minder fest an einander hält, und nur durch ihre Wirkungen sich uns offenbart, dort durch die tausendjährigen Bewegungen der Planeten und Cometen, und hier durch die chemischen Mischungen und Affinitäten, die beyde in Räumen vor sich gehen, die uns mit Recht, jene wegen ihrer erstaunlichen Größe, und diese wegen ihrer nicht minder bewunderungswürdigen Kleinheit, unermesslich heißen.

Diese schon an sich, besonders aber in ihren Folgen äußerst wichtige Entdeckung, welche eigentlich den Schlüssel zu allen unseren gegenwärtigen, und man kann es mit Gewißheit sagen, selbst zu unseren künftigen Kenntnissen des Weltalls enthält, verdanken wir also — einem Britten.

Es ist wohl überflüssig, hier zu sagen, daß das eigentliche Verdienst desselben nicht sowohl von der Beantwortung jener Frage, als vielmehr in der Auflösung aller der Probleme erstand, die mit jener Frage sehr innig zusammenhängen, und auf deren Auflösung nicht eher gedacht werden konnte, als bis zuvor die Antwort auf diese Frage gegeben worden war. Jene Probleme aber sind der Art, daß auch nur ihre historische Aufzählung hier nicht gut Statt finden kann, so wie sie selbst von Newton nicht aufgelöst werden konnten, ehe er nicht zuerst das Mittel, sie aufzulösen, sich selbst geschafft hatte. Wie man nicht eher an die Entdeckungen denken konnte, welche uns die Fernröhre am Himmel offenbarten, ehe diese Instrumente selbst erfunden waren, mit denen wir jetzt die Tiefen der entferntesten Gegenden des Weltalls durchforschen können — eben so mußte hier, wo es sich um eine große, vielleicht um die größte Entdeckung handelte, welche das Auge des menschlichen Geistes, wenn ich mich so ausdrücken darf, gemacht hat, auch zuerst ein Instrument erfunden werden, mit welchem der Mensch sein geistiges Auge bewaffnen konnte, um mit dessen Hülfe sich in Höhen zu schwingen, die von uns früher unmöglich erreicht, nicht einmal geahnet werden konnten. Dieses Werkzeug, dieses Fernrohr des Geistes, ist die sogenannte *Analysis des Unendlichen*, die Newton, wahrscheinlich mit Leibnitz zugleich, erfunden hatte, und ohne welche es ihm völlig unmöglich gewesen wäre, auch nur ein einziges von den Problemen, von welchen wir oben gesprochen haben, aufzulösen. Man wird nicht erwarten, hier von dieser Analysis umständliche Nachrichten zu finden. Während unsere gewöhnlichen, auch die verwickeltesten Rechnungen sich doch nur mit solchen Dingen beschäftigen, die sich sehen, messen, wiegen lassen, hat sich jene höhere Rechnung gleichsam absichtlich nur solche Gegenstände gewählt, die ganz außer dem Bereiche der feinsten Operationen unserer äußeren Sinne liegen, ja die selbst die kühnste menschliche Imagination

nicht zu erfassen im Stande ist. Sie beschäftigt sich nämlich mit den sogenannten unendlich Kleinen Größen, oder mit Dingen, die für uns eigentlich schon aufgehört haben, etwas zu seyn, die nur noch für Geister höherer Ordnung zu existiren scheinen, weil sie nicht mehr den äußern Phänomenen, sondern gleichsam schon dem Innern aller Wesen anzugehören scheinen. Auch hat dieses wunderbare Werkzeug so viel, wenigstens scheinbar Geheimnißvolles, und es ist unserer ganzen übrigen Natur so fremd, daß es, wie ein anderes himmlisches Feuer, von einem zweyten Prometheus dem Himmel entwendet zu seyn scheint. Die Entdeckungen, welche Newton mit Hülfe dieses wunderbaren Instruments machte, und die man unter dem Namen des Gesetzes der allgemeinen Gravitation begreift, stellen nicht nur die Erscheinungen, welche die Teleskope unsern Augen am Himmel darbieten, im Großen, sondern auch die nicht minder merkwürdigen Phänomene im Kleinen dar, welche uns nur durch die stärksten Mikroskope erst sichtbar werden. Alle Beobachtungen der Natur, welche seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften in Europa gemacht worden sind, und man kann es mit Gewißheit sagen, selbst die, die noch in der Zukunft gemacht werden sollen, sind nichts als immer neue Bestätigungen jenes ersten, ewigen Gesetzes der Natur. Unter allen Entdeckungen, die dem menschlichen Geiste Ehre machen, ist ohne Zweifel die der Analyse des Unendlichen, und die auf jene gegründete Theorie der allgemeinen Gravitation die größte und schönste, aber auch die schwerste gewesen. Durch sie erhob sich die Mathematik und alle damit verwandten Wissenschaften, so wie unsere Kenntniß der Natur auf eine Höhe, von welcher die Alten gar keinen Begriff haben konnten, da es ihnen vernünftiger Weise nicht einmal einfallen konnte, sich die Fragen nur aufzustellen, die wir jetzt mit Hülfe jener Werkzeuge lösen können. Wenn die zwey scharfsinnigsten Geometer des Alterthums, Archimedes und Apollonius wieder kommen, und die Fortschritte sehen könnten, welche durch Newton, und nach ihm durch seine Nachfolger seit 180 Jahren gemacht worden sind, sie würden von Bewunderung und Erstaunen hingerissen werden, über das große und herrliche Gebäude, welches sie auf den von ihnen gelegten Grundsteinen errichtet haben.

Newton, der eigentliche Architekt dieses erhabenen Pallastes, dieser Stolz der Menschheit, wurde im Jahre 1642 am Weihnachtsfeste geboren. Sein Vater, Johann Newton, war Ritter und Baronet de Wolstroppe. Von seinen früheren Lebensjahren hat man beynahe gar keine Nachrichten, man kennt ihn nur von den Jahren seiner Auszeichnung an, die mit seinem achtzehnten Lebensjahre begann, in welchem er die Universität in Cambridge bezog, wo er sich sofort ausschließlich den mathematischen Wissenschaften widmete. Fontenelle wandte daher auf ihn an, was Lucan von dem Nil gesagt hat, dessen Ursprung den Alten gänzlich unbekannt war: „Es war den Menschen nicht erlaubt, den göttlichen Strom klein und schwach an seiner Quelle zu erblicken.“ — Hier fing er seine Arbeiten mit Euklid an, verließ ihn aber bald wieder, weil er ihm zu leicht war, und wandte sich sogleich zu der viel schwereren Geometrie des Descartes, und zu Keplers Optik.

Durch die Nachrichten seiner Zeitgenossen ist es über allen Zweifel erhoben, daß er in dem Alter von vier und zwanzig Jahren schon den Grund zu

seinen größten Entdeckungen gelegt hatte. Sein Geist flog von einem Abgrunde zu dem andern, und er übersprang die Mittelwege, auf denen sich andere, selbst gute Köpfe, durch den größten Theil ihrer Jugendjahre mühsam fort-schleppen, um sogleich die höchste Stufe der menschlichen Erkenntniß einzunehmen.

Er hatte den Genuß, seinen hohen Werth schon von seinen Zeitgenossen anerkannt zu sehen, der Dank der immer gerechten Nachwelt konnte ihm ohnehin nicht entgehen. Die Gelehrten aller Länder erkannten ihn einstimmig für ihren Herrn und Meister, und die erhabenen Entdeckungen, die er in seinen beyden unsterblichen Werken, den Principien, und der Optik, bekannt machte, wurden allgemein als das Vorzüglichste angenommen, was je durch einen menschlichen Geist hervorgebracht worden ist. Nicht nur kein Gegner, nicht einmal ein mittelmäßiger Lobredner wagte es, sich aufzuwerfen — er würde das ganze gebildete Europa gegen sich gehabt haben.

In seinem vier und fünfzigsten Jahre verließ er, seiner Anstrengungen müde, die mathematische Bahn, und wurde von dem Könige zum Aufseher des Münzwesens ernannt, so wie zum Präsidenten der R. Akademie der Wissenschaften, welche beyde Stellen er bis an seinen Tod beybehielt. Die Königin Anna, und der ihr folgende König Georg, behandelten ihn mit derselben Achtung, und was mehr ist, mit derselben innigen Liebe, wie die nächsten Verwandten ihrer Familie, und beyde zogen ihn bey allen schwierigen Untersuchungen zu Rath. Der letzte erklärte oft öffentlich, daß er sich glücklich schätze, Newtons Zeitgenosse zu seyn, und seinen näheren Umgang genießen zu können.

Bis in sein achtzigstes Jahr behielt er seine Gesundheit ungestört bey, wozu besonders seine einfache, enthalttsame Lebensweise beytrug. In den fünf letzten Jahren seines Daseyns litt er an Steinschmerzen, aber erst die letzten zwanzig Tage war er gezwungen, auf seinem Bette zu bleiben. Auf seine Bitte um offene Antwort verkündigte ihm sein Arzt und Freund, Mead, den nahe bevorstehenden Tod: er hörte die Nachricht mit ruhiger Fassung. Die heftigsten Anfälle des Steinschmerzens bedeckten sein Gesicht mit Schweiß, aber in den ruhigeren Zwischenzeiten sprach er in seiner gewohnten Heiterkeit mit seinen umstehenden Freunden. Sonnabend den 18. März 1727 las er noch die Nachricht eines Sieges seiner Landsleute in den öffentlichen Blättern — noch einmal belebte die Freude sein Auge — aber am Abend desselben Tages verlor er sein Bewußtseyn, und starb Montag Morgens den 20. März, in einem Alter von fünf und achtzig Jahren. Sein Leichnam wurde in dem bekannten Jerusalemsaale, wo man die Könige auszusehen pflegt, durch drey Tage auf ein Prachtbette gelegt, und alles strömte herbey, die sterblichen Überreste des unsterblichen Mannes noch einmal zu sehen. Der Großkanzler des Reiches ging vor seinem Sarge her, den sechs Pairs von Großbritannien auf ihren Schultern trugen. Der Erzbischof von Rochester führte den Leichenzug, von der gesammten Geistlichkeit der Hauptstadt begleitet. Er wurde in der Westminster-Abtey, in der Gruft der Könige, beygesetzt. Sein Andenken lebt noch hoch in England, und es gibt keinen Britten, der nicht stolz wäre, Newtons Landsmann zu seyn.

Wenn wir es mit Recht beklagen, unserm Vaterlande die Ehre, einen

solchen Mann erzeugt zu haben, entrissen, für alle Zeiten entrissen zu sehen, denn man kann nicht alle Tage ein neues Weltssystem, oder vielmehr, man kann gar keines mehr entdecken, wenn das einzig wahre bereits von einem andern entdeckt ist, so müssen wir doch uns zum Troste, und um uns selbst nicht unrecht zu thun, auch gestehen, daß dieser außerordentliche Mann jenes Geheimniß, und was damit zusammen hängt, seines in der That bewunderungswürdigen Scharfsinnes ungeachtet, dennoch vielleicht nicht entschleyert haben würde, wenn ihm nicht ein anderer Mann vorausgegangen wäre, der durch seine nicht minder scharfsinnigen und vielleicht noch mühevolleren Untersuchungen jenen auf die rechte Spur geleitet hätte. Dieser Mann, der jetzt allgemein, selbst von den Britten, als der wahre Vater der neueren Astronomie betrachtet wird, ist Kepler, ein Deutscher, auf den wir vielleicht eben so stolz seyn könnten, wenn wir uns seiner, oder vielmehr unsrer nicht schämen müßten. Des Contrastes wegen, und zur besseren Selbstkenntniß mag auch hier das Wenige beysammen stehen, was wir Deutschen von dieser Bierde unseres Vaterlandes aufzubehalten der Mühe werth gefunden haben.

(Der Schluß folgt.)

An die Quelle des Marienbades.

Thal der Ruhe, Thal der Stille!

Sey du herzlich mir gegrüßt!

Wo Natur in üpp'ger Fülle

Mich in ihre Arme schließt.

Hier, wo deine Quellen rauschen,

Die im Morgengolde glüh'n,

Will das Leben ich belauschen,

Singend dann — vorüberzieh'n.

Weit entfernte Nationen,

Fremd an Heimath, fremd an Stand,

Seh' ich hier beysammen wohnen,

Wie in einem Vaterland.

Ob des Lebens Brand und Wogen

Flüchten Menschen sich zu dir,

Traurend kommen sie gezogen,

Und die Lust umfängt sie hier.

Was das Leben weit geschieden,

Eint die Freude, eint der Schmerz,

Und der langentbehrte Frieden

Zieht versöhnt in unser Herz. —

Wie sich regen tausend Hände,

Um zu schöpfen von dem Quell!

Nimmer geht die Fluth zu Ende,

Ewig bleibt sie rein und heil.

Wäre doch des Lebens Quelle
Ewig lauter, so wie du!
Doch da fließt ein Tropfen helle
Und ein Strom fließt trübe zu.

Und doch zieht die Brust so gerne
Auf das trübe Leben ein,
Immer glänzt ja in der Ferne
Jenes Tropfens goldner Schein.

Seh mir immer, heil'ge Quelle,
Meines Lebens treues Bild,
Heiter spiegle deine Welle,
Was die Seele mir erfüllt.

Schauspiel.

R. K. Hoftheater an der Burg: *Zaire*, Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire. Neu in die Scene gesetzt.

Über ein Werk, das schon so lange, und so oft, nicht nur über die bedeutendsten Bühnen Frankreichs und Deutschlands, sondern auch in vielen, wenn nicht allen Ländern Europa's, wo die tragische Comöne gastlich aufgenommen worden, mit seinen Vorzügen und Mängeln ruhmbehränzt gegangen ist, das vielleicht unter allen französischen Tragödien die meisten Thränen hervorgeroht hat, noch Vieles oder Weniges zu sagen, würde überflüssig seyn, da hier von einer Übertragung nur die Rede ist, die jedoch eine freundliche Erwähnung allerdings verdient. Die älteste mag wohl die von G o c t s c h e d des Sängers der *Henriade* übersezt, und auch als Dichter sich bekannt gemacht hat. Die Arbeit zeichnet sich durch Genauigkeit, Sprachcorrectheit, ohne Zwang, wie durch Geschmack und Eleganz aus. Was man allenfalls noch wünschen möchte, wäre dieses, daß manche Stelle (Tirade) etwas kräftiger wiederklänge, und der Numerus mancher Perioden ein wenig volltönender flösse. „Doch nicht um den Pathos der französischen Alexandriner auszudrücken?“ — Im veränderten, biegsameren Sylbenmaß kann nichts dadurch verdorben werden — doch, was läßt sich nicht alles wünschen!

Die Darstellung nimmt ganz vorzüglich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Stück war dießmal neu besetzt. Wir sahen es nämlich vor etwa zwen Jahren nach einer andern Übersezung. Von der ersten Schauspielerinn, die auf dem Theater zu Paris in der Rolle der *Zaire* glänzte — es war eine junge Anfängerinn, die durch dieses Debüt ihr Glück und ihren Ruhm begründete — bis auf unsere Zeit, wo die Schauspielerinnen nur äußerst selten Gelegenheit finden, sich einen Zweig aus dem Kranz des Dichters dieser Tragödie zu brechen; wie viele haben nicht darin geglänzt! Manche durch ihr Talent und durch die Kunst, viele durch die Rolle, also durch die Kunst des Dichters, möge sein Werk und die Charakteristik der Hauptpersonen auch noch so viele Mängel haben. Damit soll aber nicht gesagt seyn, daß man in dieser Rolle gänzlich das Talent entbehren könne. Nicht weniger, als alle, die in dieser Rolle bisher gepriesen wurden, zeichnet sich die neueste Darstellerinn der *Zaire*, Mlle. M ü l l e r, glänzend aus, und diese Darstellung trägt zugleich den Stempel der Kunst und des Talents. Man ist verlegen, wenn man die Darstellung einer bedeutenden Rolle von dieser Künstlerinn erwähnen will, weil man sie am Ende immer auf dem Höhepunct ihrer Leistungen, und doch in einer folgenden höher noch zu sehen glaubt. Dieß ist eben wieder hier der Fall. Wir haben französische Künstlerinnen gesehen, welche die *Zaire* mit allem nationalen Pathos ausstaffirten, die eine Heldinn auf der Pariser Bühne

sonst nicht wohl entbehren konnte. Daß Zaire dieser conventionellen Form nicht unbedingt bedarf, haben, wie schon zum Theil erwähnt, einige junge Schauspielerinnen bewiesen, die auf großen Bühnen, bloß durch ihre natürlichen Gaben und den ungeszwungenen Ausdruck eines sicher leitenden Gefühls, außerordentlichen Beyfall sich erwarben, also ohne jene künstlerische Unnatur, ohne die Berechnungen der Eitelkeit und jedes peinliche Streben nach Effect. Die Künstlerin, von der wir reden, vereinigt Kunst und Wahrheit zu einem schönen Bund; sie weiß alles am gehörigen Ort so glücklich zu verwenden, daß Eines durch das Andere bedingt wird, und als nothwendig erscheinen muß; man darf mit allem Recht im eigentlichsten Sinn behaupten, was so oft als leere Phrase nur verschwendet wird, sie habe den Charakter richtig, besser hier, vollkommen aufgefaßt, so daß gerade solche Momente, die verschiedene Meinungen veranlassen könnten, nach ihrer Ansicht und zu ihrem Zweck auf dieselbe Weise behandelt werden müssen, wie die Darstellerin sie uns eben anschaulich macht, weil sie jedes Einzelne einem innern Bedingungspunct unterordnet, der auch das scheinbar Widerstrebende ausgleicht, und worin selbst die Dissonanzen sich zuletzt in den reinsten Wohlklang auflösen. Hier ist nicht nur Declamation, sondern auch Sprache des Gefühls, hier ist nicht Beydes allein, sondern auch eine lebendige Mimetik, Versinnlichung des Empfundnen und Gesprochenen. Diese Darstellung kann ein Kunstgemälde genannt werden, in der vollen Bedeutung des Wortes, und die Darstellerin darf sich in die Reihe der ausgezeichnetesten Künstlerinnen stellen. Es herrschte in den bisherigen zwey Vorstellungen nur eine Meinung über die Trefflichkeit der Leistung, und man wird sich nicht scheuen dürfen, dieses Gesammturtheil auszusprechen, wenn es auch scheinen sollte, als ob zu vieles Lob darin enthalten wäre. Nichts würde seltsamer in diesem Fall seyn, als die Scheu selbst. Wir behalten uns vor, diese Kunstleistung, die wir bis jetzt nur ein einziges, das zweyte Mal gesehen haben, bey Gelegenheit ausführlicher zu entwickeln, wie sie es verdient.

Drosman war ebenfalls, nicht nur für die französischen, sondern auch für die deutschen Heldenspieler, eine Stanzrolle; wiewohl er eigentlich unter die Charakterrollen gehört, auf welche jedoch, in so fern sie tragischer Natur sind, die Darsteller im Heldenfach gerechten Anspruch haben. Man glaubte von jeher, dieser Drosman müsse durchaus toben und wüthen, oder, was zuweilen gleichbedeutend ist, tüchtig schreyen können. Es gibt wenig Fälle, wo das Schreyen auf der Bühne absolut nöthig ist. Eine kräftige, sonore Stimme darf man bey einem morgenländischen Herrscher eben so wie eine imposante Persönlichkeit voraussetzen. Jene ist aber doch eher zu entbehren, als diese. Wie bey dem Sänger die Kunst des Vortrags, so ersetzt bey dem Schauspieler die innere Kraft des Ausdrucks, die richtige Verwendung der ihm zu Geboth stehenden Fontagen, die angemessene Abwechslung von Stärke und Schwäche, mit einem Wort, die lebendige Sprache des Gefühls, welche nur das Gefühl selbst lehren kann, die bewältigende Kraft eines donnernden Organs. Und wozu braucht denn überhaupt ein orientalischer Gebieter so gewaltig seine Donnerstimme zu erheben? Er hat Mittel genug in Händen, seinen Zorn auszudrücken, ohne selbst ein Wort zu sprechen. Dann erinnere man sich an die eigenen Worte des Drosman, in der zweyten Scene des zweyten Actes:

Im Staub verehrt der Erdfreis die Sultane,

Doch ihren Brauch, ihr Recht, befolg' ich nicht.

Eben jene intensive Kraft des Ausdrucks und ihre angemessene Verwendung, hat der Darsteller, den wir diesmal als Drosman sahen (Herr Korn), so sehr in seiner Gewalt, wie irgend ein Anderer. Er weiß die Abstufungen einer Leidenschaft, und den Übergang aus einer Gemüthsbewegung in die andere auf das Glücklichste zu treffen, und auf das Eindringlichste zu bezeichnen. Darauf kommt es nun in diesem Helden ganz vorzüglich an. Er ist zwar stolz, ungestüm, argwöhnisch und eifersüchtig; aber auch jählich, großmüthig, gefühlvoll und verständig, er reflectirt sogar mitten im Ausbruch der empörten Leidenschaft. Der Schauspieler kann seine ganze Kunst darin zeigen, und Herr Korn vereinigt in dieser Hinsicht Kunst und Wahrheit des Gefühls. Die zweyte Scene des vierten Actes gibt dem Darsteller Gelegenheit, die ganze Scala

der zarteren Empfindungen des Herzens zu durchlaufen, und die Töne durch äußere Zeichen, Geberden und Bewegungen anschaulich zu machen. Die Ausführung dieser Scene halten wir für die vorzüglichste in der Leistung des genannten Künstlers. Nirgends eine Lücke, nirgends eine Härte oder ein zu schroffer Übergang, alles vorbereitet, verschmolzen und gerundet. Die Übergänge wurden schon vorher angedeutet, und die abgebrochenen Reden durch mimische Beredsamkeit vervollständigt. Dies ist es, was die Franzosen durch das Wort *Intention* ausdrücken, doch ist es noch nicht alles. Sie, die den Ausdruck aufgebracht haben, können auch als Muster in der Sache selbst dienen. Der Anfang dieser Scene klingt in der Übersetzung nicht besonders gut.

Es war eine Zeit, Fräulein, ich darf's gestehn,
Wo im Genuß der seligsten Gefühle
Ich gern in ihren Fesseln schmachtete.

Das noch abgerechnet, daß sich die erste Zeile nicht scandiren läßt. Manche Wortfügung ist ziemlich gezwungen, und das öfter wiederkehrende Fräulein (*Madame!*) zeigt eine allzustrenge Genauigkeit an, weshalb dieß Wort von Herrn Korn auch mit Recht vermieden wurde. In der Schlusscene dieses Act's entwickelt Herr Korn die vorhin erwähnte intensive Kraft des Ausdrucks in vollem Maße. Die vier letzten Verse enthalten eine bekannte Phrase, die auch *Refa u* im Porträt der Mutter recitirt. Sie können zugleich wieder als ein Beweis dienen, was auch in einer guten Übertragung oft verloren geht. Man vergleiche nur die letzten Zeilen:

Ich nahm
Mir's tief zu Herzen, ich gesteh's erröthend:
Doch wer mit mir sein Spiel treibt, ist verloren —

mit dem Original:

J'ai honte des douleurs, où je me suis plongé:
Mais malheur aux ingrats, qui m'auront outragé!

Man wird gestehen müssen, daß im Französischen mehr Kraft, und sogar eine rhythmische Cadenz enthalten ist. Es läßt sich auch nicht läugnen, daß der Pathos der tragischen Schauspieler Frankreichs aus diesem Sylbenmaß von selbst hervorgehen mußte.

Wir wissen, daß Charaktere, wie der ritterliche Greis *Lusignan*, dem Talent des Darstellers (Herrn *Heurtelur*) ungemein zufagen. Um so weniger wird über seine treffliche Leistung in der hier besprochenen Tragödie zu sagen seyn. Sie war trefflich! Das soll mehr bedeuten, als gewöhnlich; die Darstellung war gediegen, wahr und ergreifend in den kleinsten Zügen; ein lebendiges Tongemälde der Declamation — so sehr mißbraucht das letzte, nichts sagende Wort auch immer seyn mag. Es muß aber vorzüglich erwähnt werden, wie glücklich der Darsteller die Weichheit des Gefühls, die väterliche Rührung und die durch harte Prüfung, wie durch lange Jahre erzeugte Hinfälligkeit des Greises, mit einem Überrest von ritterlicher Kraft, der Strenge des frommen Christen, und dem plötzlich auslodernenden Feuer der männlichen Entrüstung zu verschmelzen mußte. Jeder Ton sprach zum Herzen, keine Rede verfehlte das Ziel, und der schlichte Ausdruck innigen Gefühls, ohne irgend eine überflüssige Zugabe und Verzierung bewegte die Hörenden zu Thränen, der schönste Preis der Wahrheit und Natur.

Es ist löblich, zu einer Zeit, wo die Schicksalstragödien und das romantische Drama sich gleichsam in die Herrschaft der Bühne theilen, und jede in ihrer Art willkommene Aufnahme finden mögen, die mißlungenen abgerechnet, auch zuweilen ein sogenanntes classisches Stück der französischen Dichter vorzuführen, damit, ohne Vorurtheil und Einseitigkeit, das Schöne und das Gute aller Völker und aller Zeiten erhalten und genossen werde!

Concert = Anzeige.

Im großen Saale der nied. österr. Stände wird Sonntag den 23. d. M. der zwölfjährige *Johann Promberger*, Schüler des Herrn *Ustineyer*, sich auf dem Pianoforte hören lassen, wozu er den ersten Satz aus Hummels Concert in A - moll, dann *Larghetto* und *Rondo* aus demselben Musikstück, zuletzt *Rondo brillant*, componirt von seinem Lehrer, gewählt hat.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.